

## **Ambivalente Identität:**

### **Die Lebensrealität von Menschen mit teiljüdischem Erbe**

von Nina Diesenberger

Menschen mit teiljüdischer Herkunft – oder um es in der nationalsozialistischen Sprache zu verdeutlichen – „Halbjuden“ fristen, bezogen auf die Opfer, Täter, Mitläufer und Systemerhalter des Nationalsozialismus, Shoa, Vertreibung und Vernichtung, in der Forschung über die transgenerationalen Folgen immer noch ein Schattendasein. Im Vergleich zu den Opfern tauchte bei den „Halbjuden“ und ihren Nachkommen zudem häufig ein Gefühl der Scham auf, es „besser“ gehabt zu haben, gegenüber all den der Vernichtung ausgesetzten Menschen, wie Juden, Roma und Sinti, Homosexuelle usw. Anfänglich in der NS-Zeit noch nicht in den Fokus der Restriktionen, Verfolgung und Vernichtung genommen, zog sich jedoch auch für sie die Schlinge der Ausgrenzung und Gewalt bis 1945 immer enger zu. Zu Beginn war es gemäß dem Blutschutzgesetz nur die Aufforderung an die „arischen Partner“, sich von ihrem jüdischen Ehemann, ihrer jüdischen Ehefrau scheiden zu lassen. War der Mann jüdisch, musste die Familie ins Judenhaus ziehen. War die Frau Jüdin, lebte sie in einer privilegierten Ehe. Diese Kinder mussten dann beweisen, dass sie sich arisch verhielten: die Mädchen, indem sie deutlich machten, dass sie arisch fühlten, dachten und sich auch demgemäß konform verhielten. Die Jungen, indem sie sich ab einem bestimmten Alter freiwillig sterilisieren ließen, ansonsten wären sie zusammen mit ihrer Mutter ins nächste KZ verschleppt worden.

Die Macht dieser Zuschreibungen und ihrer sozialen, existenziellen Auswirkungen hinterließ in den Menschen tiefe Spuren. Einen Anteil jüdischer Wurzeln in sich zu haben, blieb somit für diese betroffenen Menschen nicht ohne Folgen, vor allem nach der Wannseekonferenz, in der 1942 auch die sogenannten „Halbjuden“ zur Verfolgung „freigegeben“ wurden. Dieses Spannungsfeld zwischen den verfolgten und den familiären nazihaften Anteilen in sich zu verbinden, stellt eine große Herausforderung dar.

Heute wissen wir: „Ambivalenzen beruhen auf der Erfahrung von Polaritäten, also von Gegensätzen, Gegenüberstellungen oder Differenzen. Sie schließen sich gegenseitig

aus, stehen jedoch insofern in einem Zusammenhang, als sie sich auf ein  
Gemeinsames beziehen“ (Dietrich u.a., 2009, 46).

Die Nachkommen der sogenannten „Halbjuden“ waren oftmals den Zuschreibungen ihrer (Groß-)Väter oder (Groß-)Mütter, Tanten, Onkel etc. und den darin enthaltenen, auf Totalität, Vernichtung zielenden Gegensätzlichkeits-Konstrukten in dem Maße ausgeliefert, als diese sich nicht damit auseinandergesetzt und davon emotional befreit hatten. In den meisten Fällen war dieser Identifikations- und Zuschreibungslast jedoch totgeschwiegen worden.

Das Schweigen wie das der Opfer und der Täter des NS – unterschiedlich motiviert – betrifft somit auch die „Halbjuden“. Sie haben während der Zeit des NS gelernt, ihren jüdischen Anteil zu verbergen und waren in der Folge sehr vorsichtig, wem gegenüber sie sich öffnen konnten. Menschen mit teiljüdischen Wurzeln haben verinnerlicht, ihre Bedürfnisse und Gedanken für sich zu behalten. Das Phänomen der „doppelten Mauer“ zeigte sich auch bei ihnen. So waren beiden Seiten in den Familien davor geschützt, sich mit den Erfahrungen des jeweiligen Anderen auseinanderzusetzen. Das Eingliedern in die Gesellschaft und die Bewältigung des beruflichen, sozialen und familiären Alltags, wurde zur besonderen Herausforderung. Denn in den Familien befanden sich häufig nicht-jüdische in der NS-Ideologie verhaftete Verwandte, die auch nach 1945 den NS-Wahnkonstrukten nicht abgeschworen hatten. Dadurch blieb das Schweigen für Menschen mit teiljüdischer Herkunft auch in der Familie eine Überlebens-Notwendigkeit.

Obwohl der Krieg und die Vernichtung des jüdischen Lebens vorbei waren, schwelte die Werterhaltung des NS weiter im Untergrund. Die Bedrohung lebte in den Familien weiter und führte zu inneren, oft unaushaltbaren Spannungen. Das Erlebte in der NS-Zeit musste gut geschützt in die Tiefen der Seele verschoben, verdrängt und/ oder abgespalten werden. Nach dem Krieg war allein die Tatsache, dass Familienmitglieder von jüdischer Herkunft waren, für die NS-Infizierten nach wie vor ein Dorn im Auge. Dieser Umstand brachte die Menschen mit teiljüdischer Herkunft weiter in den sozialen Rückzug, um mögliche Konsequenzen zu vermeiden. Wenn die Ambivalenz zwischen den Polaritäten zu unerträglich wurde, drohte als Schutzmechanismus eine Spaltung, um den Druck zu reduzieren. Die Abwehrmechanismen, um das Verdrängte/ das Abgespaltene zu schützen, waren vielfältig. Sie reichten von Überanpassung,

Vermeidungsverhalten und Leistungsstreben bis zu somatoformen Störungen, Sucht und Abhängigkeiten u.v.m. als Funktion des Aufrechterhaltens der eigenen psychischen Überlebensstrukturen.

Generell wollte in der Regel diese Generation – aus unterschiedlichen Motivationen - schnell vergessen, die Ängste, Sorgen, Unsicherheiten sollten am besten nicht mehr gespürt, bedacht und wahrgenommen werden.

Die Einzelnen, die Familien, die Gesellschaft, die Politik haben den Blick ab 1945 größtenteils nach vorne in die Zukunft gerichtet und all das Erfahrene der Vergangenheit versucht zu vergessen, haben es verleugnet und/oder abgespalten. Es gab keinen Resonanzraum, in dem dieses Konglomerat an Erfahrenem Raum bekommen konnte, um gespürt, bewusst gemacht und zugeordnet werden zu können.

Dadurch blieben diese Erfahrungen, das Erlebte der Menschen mit teiljüdischen Wurzeln im Verborgenen und wurden an die nächsten Generationen weitergegeben. Diese waren/ sind konfrontiert mit Ängsten, haben oftmals Schwierigkeiten einen Zugang zu den eigenen Gefühlen zu finden. Die Folgen der familiären Vergangenheit, von all dem, was die (Groß-) Eltern erlebt und im Verlauf der Jahre verdrängt und abgespalten haben, kann sich in Form von psychischen oder psychosomatischen Erkrankungen, Süchten, Psychosen, Abbrüchen und Spaltungen in Familien zeigen oder im Grundgefühl, keine Zugehörigkeit zu spüren.

Die Verbindung zwischen familiären Belastungen vergangener Generationen und heutigen Symptomen bleibt vielen Nachkommen verborgen – die Symptome wirken in ihrer aktuellen Lebenslage häufig grundlos.

Sich mit den familiären Täter- und Opferanteilen auseinanderzusetzen und die damit verbundenen Weiterwirkphänomene allmählich in sich wahrzunehmen und zuzuordnen ist ein wichtiger Schritt. Es gilt, diese Wahrnehmungen zuzulassen, die damit verbundenen leiblichen Begleiterscheinungen zu spüren und alles, was dabei auftaucht, anzunehmen. Dieser Prozess der Aufarbeitung kann zu einem zufriedenstellenderen Leben führen. Das Ziel besteht darin, die abgewehrten, verdrängten und abgespaltenen Anteile zu integrieren, was letztendlich zu einer Beruhigung der inneren Zerrissenheit und Spannung führen kann.

Beide Anteile - Täter und Opfer - gleichzeitig aufzuarbeiten, erscheint nahezu unmöglich und kann leicht zu Überforderung führen. Der Spagat zwischen diesen Polaritäten lässt in einer gleichzeitigen Auseinandersetzung meist nur eine oberflächliche Betrachtung zu, nicht jedoch eine tiefere Verarbeitung. Man kann kaum durch die Brille der Opfer auf die Täter sehen und in ihre Welt eintauchen ohne in einer Verwirrung stecken zu bleiben. So wie es umgekehrt kaum möglich ist, durch den Blick der Täter auf die Opfer zu blicken. Sinnvoller scheint es, sich zunächst einem Anteil gezielt zuzuwenden – etwa dem der familiären Täterhaftigkeit – und den Opferanteil bewusst ruhen zu lassen. Dieser Fokus ermöglicht es, sich ganz dem zu widmen, was in Bezug auf diesen Teil der Geschichte auftaucht: es zuzulassen, auszuhalten, zu spüren, einzuordnen und schließlich zu integrieren. Erst wenn dieser Prozess innerlich ausreichend gehalten und verarbeitet ist, kann der andere Anteil – beispielsweise die Opferperspektive – in den Blick genommen werden. Der täterhafte Teil kann dann vorübergehend zur Seite gestellt werden, um Raum für die Aufarbeitung und Integration des Opferanteils zu schaffen.

Der Prozess der Aufarbeitung ist ein jahrelanger, in welchem man einmal mehr oder einmal weniger engagiert, involviert ist. Die Pause, das Thema ruhen zu lassen, ist eine Möglichkeit die bisher verarbeiteten Prozesse sich setzen zu lassen und sich zwischenzeitlich mit anderen (leichteren) Themen zu beschäftigen.

Faktische Hintergründe der (Groß-)Eltern über Archive zu recherchieren, Familienmitglieder und Zeitzeug:innen zu befragen, ist ein wichtiger Schritt. Vor allem aber ist es wesentlich, immer wieder innezuhalten und nachzuspüren, wie sich die gewonnenen Erkenntnisse anfühlen – und welche Körperreaktionen dabei spürbar werden. Ebenso bedeutsam ist es, immer wieder herauszufinden, was es braucht, um die innere Balance wiederzufinden. Das bedeutet, den Integrationsprozessen ausreichend Raum zu geben und auch diese bewusst wahrzunehmen und nachzuspüren.

Denn die Auseinandersetzung mit der familiären und eigenen Täter-und Opferhaftigkeit ist ein ebenso herausfordernder wie bereichernder Prozess, indem man sich von familiären Altlasten und Abwehrmechanismen befreien und einen eigenen Weg beschreiten kann.

## Zerrissenheit

### Oszillieren zwischen den Polen der Täter-und Opferseiten der NS-Zeit

Viele Jahre bin ich vor einem nebeligen familiären Hintergrund gesessen, den Blick in die Zukunft gerichtet. Ich hatte keinen Zugang zu diesem Hintergrund, mehr von ihm zu erfahren war mir nicht erlaubt. Fragen über die Vorgenerationen wurden zurückgewiesen, mit abweisenden Blicken bestraft, nicht beantwortet und mit Familienausschluss bedroht. Manchmal überrollte mich dieser mir unbekannte Hintergrund mit Symptomen der Angst, Unsicherheit und Verwirrtheit und nahm mich gefangen. Ich hatte kein Gegenüber, das mir half zu beschreiben was in mir vorging, kein Gegenüber, das mit mir sortierte, was gehört zu mir und was ist tradiert, keinen Raum und Rahmen mich auszutauschen.

Durch meine psychosozialen Aus- und Weiterbildungen und meine psychotherapeutische Ausbildung, durch mein Nachfragen im familiären Setting und im kundigen Netzwerk, durch das Recherchieren in den Archiven klärte sich der Nebel und ich befand mich auf einem Polaritätsstrang, am jeweiligen Ende die Polaritäten. Opfer- und Täterseite der NS-Zeit verbunden und zugleich unverbunden in mir.

Im Zuge des Recherchierens machte ich einen jüdischen Teil meiner Familie in Israel ausfindig, bewegte mich freudig aufgeregt auf die eine Seite meiner Polarität, ging in den Kontakt, spürte nach, wurde herzlich in einer Mispocha aufgenommen. Mit dem Wissen auf der anderen Seite meiner Polarität befindet sich ein Großvater, in der NS-Zeit Täter in der SS -Division Totenkopf. Dieser war immer mit dabei, wenn ich mich auf der Opferseite befand. Was würde passieren, wenn die jüdische Mispocha erfuh, wer mein Großvater war? Scham- und Schuldgefühle steigen in solchen Momenten in mir hoch, welche ich nur auf der Sachebene durch Gedanken wie „*ich kann nichts dafür, ich habe nichts getan!*“ in mir beruhigen kann.

Beide Seiten waren während der NS-Zeit in der Ukraine, wo die jüdischen Familienmitglieder unmenschliches durchleiden mussten und mein Großvater unmenschliches erleiden ließ. Ich begann zu hadern, wollte meinen Großvater verdrängen. „*Er hat nichts mit mir zu tun.*“

Doch das gelang nicht. Auf einem Fest in Wien, wir waren durch einen Freund zu einer jüdischen Ehrung eingeladen, spürte ich jedoch „nur“ eine Teilzugehörigkeit. Ich war enttäuscht. Hier gehörte ich nicht „ganz“ dazu.

Im Laufe der Jahre näherte ich mich – dem Strang entlang zur anderen Seite der Polarität – der Täterseite. Langsam, unwillig, zornig und ablehnend, dennoch mit dem Wissen, das es wichtig sei. Doch stellte ich das auch in Frage. Ist es wichtig mich mit der Täterseite meiner Familie auseinanderzusetzen?

Ich versuchte es über das Wissen, über Fakten. Was hat Menschen dazu bewogen, sich freiwillig für die Waffen-SS zu melden? Wie wird man Täter? Welche Prozesse laufen in diesen Menschen ab, die sie dazu bringen Unmenschliches zu tun? Ich las, haderte und weinte. Und legte die Bücher nicht zu Ende gelesen wieder weg. Für eine Zeit hatte ich genug von der Auseinandersetzung mit der Täterseite.

Zurück, am besten weit weg, in Richtung Opferseite, wo ich auch nicht hingehörte. Dazwischen immer wieder Versuche dem Strang der Polaritäten davonzulaufen. In welche Richtung? Ich sollte den Strang vergessen, mich mit „normalen“ Dingen beschäftigen, und mich dadurch weniger masochistisch verhalten. So eine Aussage eines Familienmitgliedes. Einen Versuch war es wert. Doch es gelang mir nicht, den Vorhang zu meinem Hintergrund wieder zuzuziehen. Immer wieder tauchte eine unerledigte Gestalt auf, die angesehen, befühlt, gefühlt und einsortiert werden musste. Und wieder machte ich mich entlang des Stranges auf den Weg. In welche Richtung? Verwirrt machte ich wieder einmal kleine Schritte in Richtung Großvater. Ich fand einen Zeitungsartikel, indem mein Großvater als wunderbarer Geiger, Sänger und Unterhalter beschrieben wurde. Ich erstarrte. Wut stieg in mir hoch. Wie geht das? Wie kann ein Mensch, der zu unmenschlichen Taten fähig ist, ein Gespür für das Schöne im Leben haben? Diese Beschreibung meines Großvaters passte nicht in mein Bild eines NS-Täters.

Und wieder lief ich weg, in Richtung Opferseite und versuchte in der Mitte zu stoppen. Ich wollte meine Gefühle zulassen und versuchen zu verstehen. In einem langsamen Prozess konnte ich begreifen, dass nicht alles nur schlecht und böse an ihm war. Also saß ich in der Mitte und schaute zu meinem Großvater. Ich wollte sein Leben, ihn mit seinem Leben nicht assimilieren und schon gar nicht integrieren. Die Tatsache, dass er mein Großvater war, konnte ich nicht verändern. Er ist Teil meiner Abstammungslinie.

Aber seine Taten, seine Lebenseinstellung, seine Ideologien wollte und will ich mir nicht einverleiben. Etwas beruhigte sich ein wenig in mir. Mit dem Wissen, dass es für mich in der Auseinandersetzung mit meinem Großvater noch einiges zu tun gibt. Ich habe keine Angst mehr davor.

Inzwischen habe ich aufgehört, Bücher über NS-Täter und ihre Taten zu lesen. Ich habe das Gefühl, in diese Abgründe zu sehen, hilft mir hier nicht weiter.

Meine Bewegungen auf dem Polaritätsstrang werden ruhiger und langsamer. Es ist kein Davonlaufen und Vermeiden mehr. Ich spaziere auf und ab, nähere mich meiner jüdischen Familie und blicke immer wieder mal näherkommend zu meinem Großvater. Ich habe begonnen Familienmitglieder einzuladen mit mir auf diesem Strang zu spazieren. Manchmal lade ich sie wieder aus und manchmal bringen sie neue Hinweise aus der Vergangenheit mit.

Wesentlich im Prozess meiner familiengeschichtlichen Aufarbeitung war und ist der offene und intensive Austausch mit Kolleginnen und Kollegen. Wir erhellen unsere familiären, gesellschaftlichen und politischen Hintergründe und gestalten uns einen Raum, indem wir Verborgenes und Verschwiegenes unserer Vorgenerationen ans „Tageslicht“ bringen. Gefühlserbschaften werden ausgesprochen, Zusammenhänge hergestellt und Erkenntnisse erfreut wahrgenommen.